

Oppelner Heimatblatt

Beilage der „Oppelner Nachrichten“

Herausgegeben von der „Vereinigung der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften im Kreise Oppeln“.

Nachdruck auch auszugsweise nur mit Genehmigung der „Vereinigung der H. G. im Kreise Oppeln“ gestattet.

3. Jahrg.

Oppeln, den 15. Mai 1927

Nr. 2

Inhalt.

1. Obstdörschen Klink.
2. Eine Frühjahrswanderung durch den Kiefernwald.
3. Von den letzten Wölfen der Stoberwälder.
4. Zeugen der Eiszeit. I. Der Feuerstein.
5. Arbeitsplan der H. A. Karlsruhe OS. für Sommer 1927.
6. Heimatzeitschriften.

Wenn dich die Menschen nicht verstehen,
Mußt zur Natur hinaus du gehen;
Und wird dir dort das Herz nicht frei,
Miß nur die Schuld dir selber bei!

J. Schmidt.

Obstdörschen Klink.

Erich Runze = Klink.

Die immer weiter sich ausbreitende Einrichtung des „Wochenende“ ist eng verknüpft mit der Frage „Wohin?“ Ob auch unser Heimatkreis solche landschaftlich reizvollen Plätzchen aufzuweisen vermag, noch unberührt vom nervösen Hasten und Treiben der Jetztzeit? Gewiß! Von solch einem ruhigen, schönen Fleck, umschlossen vom Wasser, frischem Saaten- und buntem Wiesengrün und rauschenden Eichen, und mitten drin unser Dörschen, davon will ich jetzt plaudern.

Baumblüte, Monatswende April-Mai. Ganz schlüchtern erst setzt sie ein, als traute sie noch nicht so recht dem launischen Frühlingswetter. Einige wenige Kirschbäume, die auf der schweren Odermarsch so gar nicht bodenständig werden können, eröffnen den Blütenreigen. Bald schimmert auch der Waldbrand im schneeigen Weiß der dichten Schlehdornhecken, währenddessen sich die Spitzen der Eichen gelbgrün färben. In Abständen folgt das Gros; Pflaumen, Birnen, Äpfel! Soweit das Auge reicht, ein einziges, sich leicht wiegendes Blütenmeer, weiß und rosarot! Wo mögen nur die kleinen Häuschen der Dörsler, die alten Holzschuppen mit ihren verwitterten Strohdächern stehen? Mutter Natur hat sie fein säuberlich mit Blütensträußen mehr als hundertjähriger Birnenriesen zugedeckt. Das leichte Lüftchen von der Ober her trägt würzigen Duft vieler hunderter Blütenbäume herüber. „Das Blühen will nicht enden!“

Obsternte! Die Herbstsonne hat die reisende Pflaume gesüßt und dem Apfel rote Backen angehaucht. Welch ein Leben jetzt in unserm sonst so stillen Dörschen. Jeder Garten gleicht einem Ameisenhaufen, voll von geschäftigen Leuten, großen und kleinen. Die „lieben“ Verwandten und die alten „guten“ Bekannten und noch viele andere aus der meist obstarmen Nachbarschaft sind gekommen. Für das kleine Klink bedeutet's eine

„Völkerwanderung“; Sonntagsziel aller: „In die Pflaumen!“ Die alte Bezugsquelle ist reich wiedergefunden, nun wird eingeheimst, alles hilft mit. Wie fein sich's dabei plaudern, scherzen und lachen, knabbern und naschen läßt! Ein Stündchen wird dann noch in der „guten Stube“ bei Kaffee und frischem Obstkuchen ausgeruht, bis der fliehende Tag zur Rückkehr mahnt. Boll bespaßt zieht die „Völkerwanderung“ wieder heim. Und am nächsten Sonntag kommt ein anderer Schub! So geht's, bis die Bäume nichts mehr hergeben.

Eine Frühjahrswanderung durch den Kiefernwald.

Paul Simon = Gründorf.

„Langweilig ist der Kiefernwald.“ Genau in Reihen stehen die Bäume und nur selten wagt ein Stamm aus der Reihe zu treten. Graue, mit Flechten bedeckte Stämme, rotbraunes Altholz und dunkelgrüne Nadeln, soweit das Auge reicht. Heidekraut und Blaubeere können dem eintönigen Bilde keine Abwechslung verleihen. Nur wo Fichten oder Wacholder als Unterholz auftreten, läßt die Eintönigkeit nach. Aber auch der öde Kiefernwald besitzt seine Reize, seine Abwechslung, wenn du, lieber Wanderer, nur zu schauen und zu beobachten verstehst! Darum sagt Heinrich Seidel in seinem Gedichte „Wälder im Walde“ mit Recht:

„Langweilig ist der Kiefernwald?

Mein Freund, das widerruffst du bald.“

Ich führe dich heute hinaus, wo die Wunderblume des Föhrenwaldes blüht. Gradeaus führt uns das schnurgerade Gestell hinein in den tiefen Wald. An den Gräben zur Seite steht ab und zu ein Strauch der gehörnten Weide (*Salix aurita*). Goldgelbe Käzchen haben Hummeln, Bienen und Fliegen herbeigelockt. Das kleine niedliche Sumpfwelken (*Viola palustris*) mit seinen bläulichen Blüten schmückt die Grabenränder und Hainbinsen (*Luzula pilosa* und *L. campestris*) bedecken das rasige Gestell. Die kleine zierliche Waldeidechse flüchtet vor uns durch das Moos und scheut sich nicht, durch den Wassergraben zu schwimmen, obwohl sie doch ein echtes Kind der Sonne ist. Auf dem Zaun eines trockenen Kiefernastes hat sich ein Baumpieper niedergelassen und schmettert unermüdlich seine schlichte Strophe durch den stillen Wald. Sein unscheinbares Federkleid und sein einfaches Liedlein erregen wenig Aufsehen, und so mancher Naturfreund übersieht und überhört ihn, obwohl er einer der häufigsten Sänger in den Kiefernstangenwäldern ist. Am Rande des Altholzes singt eine Ammer ihre schwermütige Strophe und drüben auf dem Ueberflücker pfeift die Misteldrossel ihr Liebeslied. Es ist nicht das helle, temperamentvolle Schmettern der Singdrossel, auch nicht der melodische Pfiff der Schwarzamsel, die beide mehr Misch-

bestände von Kiefer und Fichte lieben. Neber- raschen wir eine Misteldrossel — die größte ihrer Sippe — auf einer Waldblöße, dann entzieht sie sich sofort mit lautem: „Schärr, schnärr“. Dieser Ton hat ihr den Namen Schnardrossel oder Schnarre gegeben. Sie ist ein echter Waldvogel, der wohl nirgends in unseren heimatischen Wäldern fehlt. Draußen auf der Schonung duzelt eine Heibelerche und läßt sich durch einen Turmfalken, der erst vor kurzem aus seinem Winterquartier zurückgekehrt ist und nun über der freien Fläche rüttelt, durchaus nicht stören.

Ein alter, verraster Weg unterbricht die Gradlinigkeit des Gestells und führt uns quer durch ein Fagen. Da, siehe, zur Seite des sandigen Weges, nickt uns eine große blaue Blüte entgegen, über deren prächtiges Aussehen wir sichtlich überrascht sind. Es ist die Wunderblume des Kiefernwaldes, die Frühlingskuschelle (*Anemone oder Pulsatilla vernalis*). Die große glotzige Blüte ist innen rotrot oder weiß, außen violett und glänzend behaart. Nur wenige ihrer Art stehen beieinander und öffnen nur nach und nach ihre Kelche. Jeder Kieferngebirgswanderer kennt den Teufelsbart (*Anemone oder Pulsatilla alpina*), vielleicht auch das Berghähnlein (*A. narcissiflora*), welche beide auf den Rämmen und Lehnen des schlesischen Hochgebirges zu finden sind. Beide sind nahe Verwandte unserer Frühlingskuschelle, die aber an Schönheit die beiden Gebirgsblumen übertrifft. Hier und da blüht in unseren Wäldern auch noch eine zweite Art, die ausgebreitete Kuschelle (*P. oder A. patens*), deren Grundblätter sich erst nach dem Blühen entwickeln.

Eine Pilzsammlerin kreuzt unseren Weg. In ihrem Korbe liegen dunkelbraune Pilze mit höckerigen und faltigen Hüten. Die Sammlerin bezeichnet sie als Morcheln und als solche kommen sie wohl auch auf den Markt. Es sind aber nicht Morcheln, sondern Speisemorcheln, die in unseren Forsten in großen Mengen wachsen. Auf alten Brandstellen gedeihen sie mit besonderer Vorliebe. Die Pilzweiber kennen genau die Stellen, wo die Morcheln alljährlich erscheinen. Neben diesen eßbaren Speisepilzen wächst eine ähnliche Art, die „verdächtige Morchel“ (*Gyromitra suspecta*), die giftig ist und leicht mit der eßbaren Art verwechselt werden kann. Diese Giftmorchel ist nach dem Knollenblätterschwamm der gefährlichste Pilz unserer Heimat und hat schon oft zu Vergiftungen geführt.

Die alte Pilzsammlerin kennt aber ihre Art sehr genau und tut nie einen Fehlgrieff. Vor der schönen Kuschelle warnt sie uns aber: „Bringen Sie die „Koschante“ nicht ins Haus, sonst sterben Ihnen alle Gänselein.“ Unser Vögelchen darüber kann die alte Frau nicht verstehen.

Der Abend naht. Rotgoldig sinkt die Sonne ins Wäldermeer. Nur noch kurze Zeit leuchtet sie durch die schlanken Stämme. Die Vögel schmettern und singen ihre letzten Lieder, um dann

ihre Köpfechen unter die Flügeldecken zu verbergen, der Birkhahn kollert auf seinem Schlafbaum — ein-, zweimal nur — denn er muß seine Kräfte sparen zum Liebestanz am nächsten Morgen.

Von den letzten Wölfen der Stoberwälder.

Paul Simon-Gründorf.

Auf der rechten Oberseite zwischen Stober und Malapane breiteten sich einst urwaldähnliche Forsten aus. Diese Wälder bildeten einen Teil der Preßka, jenes Grenzhages, welcher Schutz gegen räuberische Ueberfälle von Osten her gewähren sollte. Laub- und Nadelholz standen in engem Durcheinander. Die Baumriesen stürzten, neues Leben sproß empor und nur selten betrat eines Menschen Fuß diesen Bannwald. Breite Strecken an den Flüssen und Bächen waren verumpft und den größten Teil des Jahres unzugänglich. Im Dickicht hausten Bär, Luchs und Wolf. An Gauen und Hirschen war kein Mangel und der stattliche Elch belebte die Bruchwälder. Noch im 17. Jahrhundert baute der Biber an den Bächen seine Wohnungen. Der Urhahn sang bis weit ins 19. Jahrhundert hinein zur Sonnenzeit sein Minnelied und Reiher und Schwarzstorch standen ungestört auf ihren Horsten.

Menschliche Siedlungen fehlten im Grenzhag und nur in den Randgebieten bestanden seit altersher einige Niederlassungen. 1740 rückte der junge Preußenkönig Friedrich II. in Schlessien ein, nahm ganz Schlessien in Besitz und gab es nimmer auf, obwohl er dreimal zum Schwerte greifen mußte. Gleich nach der Besitzergreifung setzte seine energische Kolonisationstätigkeit auch in den großen Stoberwäldern ein. Für die großen Raubtiere hatte das letzte Stündlein geschlagen. Bär und Luchs starben aus, während Elch und Biber schon vorher verschwunden waren.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein hielten sich die Wölfe als Standwild. Als Friedrich d. Gr. mit der Besiedlung des „Bannwaldes“ begann, waren die Wölfe noch eine wahre Landplage. Die Kolonisten wandten sich in flehentlichen Bittgesuchen an die Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau und baten um eifrige Verfolgung der grauen Bestien. So hatte die Kolonie Friedrichsthal große Verluste an Vieh gehabt und dies der Kammer angezeigt. Damals war das Hüten im Walde noch allgemein und ein dummes Kalb oder Kind zu zerreißen, fiel den Wölfen leichter, als ein Stück Rotwild zu überraschen. Am 12. November 1770 schreibt Oberforstmeister Süßenbach aus Scheidebnitz bei Brieg an Oberförster Büttner in Dombrowka: „Da viele Klagen eingehen, daß die Wölfe in den oberchlessischen Wäldern überhandnehmen und sowohl die Wildbahnen fast gänzlich ruinieren als auch dem Landmann den größten Schaden zufügen, so wird dem Herrn Oberförster Büttner hierdurch aufgegeben, sich der Ausrottung dieser schädlichen Raubtiere eifrigst anlegen sein zu lassen und solche nicht nur im Winter wegzufangen, sondern auch im Sommer sich Mühe zu geben, daß man die Jungen, ehe sie auseinandergehen, mitsamt den Alten habhaft werden kann.“ Die Wölfe sind damals nicht nur Wechselwild, sondern auch Standwild gewesen. Wiederholt wird vom Einfangen und Töten junger und halberwachsener Wölfe berichtet, ein Beweis dafür, daß Wölfinnen hier geworfen haben. Am 27. Juni 1782 fing ein Dammratscher Amtsuntertan einen jungen Wolf im Dammratscher Revier. Der Förster band ihn am Abend an einen Baum und setzte sich an, um die alte Wölfin zu schießen. Diese jaulte wohl die ganze Nacht in der Nähe herum, hütete sich aber, in Schußnähe zu kommen. Tags darauf wurden noch vier Stück in Größe eines jungen Dachshundes bei der Jagd angegriffen. Am 29. Juni werden noch zwei Junge von demselben Wurf zur Strecke gebracht. Ein 8. ist entkommen, wird

aber später auch noch geschossen. Am 13. Juni 1783 werden wiederum 7 junge Wölfelein gegriffen und davon 5 getötet und 2 lebendig an Se. Durchlaucht den Prinzen von Hohenlohe nach Breslau gesandt. Am 25. Juli 1783 werden „zwei halberwachsene“ Wölfe im Proßa Luz geschossen und am 24. Juni 1786 bei Kreuzburgerhütte vier junge Wölfe zur Strecke gebracht. In all diesen Fällen sind die Alten entwischt. Man ließ die „Stallung“ genau durchsuchen, auch die daran liegenden „Stallungen“; von den Alten hat man aber nie etwas zu sehen bekommen.

Häufig wechselten die Wölfe nur durch; sie kommen vom Rupper oder Bodländer Revier oder aus d. Carlsruher Forsten ins Dombrowkaer Revier über. „Weil sie immer im Laufen und in keiner Stallung sich lange aufhielten“, so war ihnen schwer beizukommen. Die Wolfsjagden waren zumeist im Winter, wenn die Spuren im Neuschnee das Vorhandensein der ungebeten Gäste anzeigten. Das Abspüren geschah planmäßig. Im Jahre 1780 ordnete Oberförster Büttner folgendes an: „Der Falsowitzer Unterförster Heyne spürt von Dammratsch aus die Carlsruher Grenze entlang bis gegen die Muromer Brücke. Hier erwartet er den Spurmann Woitek Mecha von Budkowitz und nimmt demselben die Spur ab, sodann überbringt er Nachricht nach Dombrowka. Der Dammratscher Unterförster Sydow spürt von Dammratsch bis Dombrowka, der Unterförster Rühl von Budkowitz aus die Straße bis Dombrowka, der Budkowitzher Waldbelauer Gollatscha von Budkowitz über Georgenwerk, Süßenrode nach Plümkenu zum Vetter, der Waldbelauer Vetter von Plümkenu bis Dombrowka, der Waldbelauer Maul von Tauenzinow aus durch den Wald bis Dombrowka. Der Unterförster Radsch hat den ganzen Winter hindurch Tag für Tag den Wolfsgarten zu revidieren.“

Sämtliche Unterthanen der umliegenden Dörfer waren zu Treiberdiensten, zum Heranholen des „Wolfszeuges“ und zu Arbeiten am Wolfsgarten verpflichtet. „Wenn von einem Unterförster oder Waldbelauer zur Jagd aufgefördert wird, so wird erwartet, daß keiner sich ausschließt, sondern gern und willig erscheint. Ein jeder muß sich mit einem Spieß oder einer Gabel versehen, sowie über Nacht mit Brot versorgen, sich beim Scholzen melden, welcher alsdann die ganze Gemeinde an den bestimmten Sammelplatz stellen muß. Jeder Scholze muß genau darauf achten, daß seine Gemeinde sich nicht unter andere metiert. Wenn d. Wölfe ausgepüht sind, muß niemand auf dem Orte, wohin er gestellt, stark sprechen oder sich vom Flecke rühren. Sollte ein Wolf durchgehen wollen, muß er durch Beschrei zurückgejagt werden, geschieht dies, so müssen sie wieder stille sein; sollte aber der Wolf sich nicht abschrecken lassen, sondern dem ohngeachtet durchdringen wollen, so müssen die beyden, wo er durchwill, selbigen anspringen und ihn tot zu stehen suchen. Wer dies tut, bekommt 1 Reichsthaler Biergeld.“ — Wer zur angeordneten Wolfsjagd nicht erschien, zahlte 6 gute Groschen Strafe. Die Gemeindevorsteher hatten genaue Verzeichnisse einzureichen von sämtlichen zu Treiberdiensten verpflichteten Einwohnern. Der Oberförster hatte oft über faumeliges Erscheinen zu klagen. Verließen mehrere Jagden resultatlos, so nahm der Eifer und die Beteiligung immer mehr ab. Auch einige Scholzen kamen ihrer Pflicht nicht nach. Die Scholzen Wodarz zu Falsowitz und Schreiber zu Georgenwerk werden 1805 „wegen pflichtwidrigem Betragen in Ansehung der Wolfsjagden“ von der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Breslau bestraft.

Waren die Wölfe eingekreist, so wurde die betreffende „Stallung“ eingelappt. Das Wolfszeug befand sich zumeist in Kreuzburgerhütte, da auch die Forstämter Rupp und Poppelau davon Gebrauch machten. Im Jahre 1802 wurde auf Antrag des Oberförsters Liebeneiner ein neues Wolfszeug angeschafft. Es kostete 1148 Reichs-

thaler, für die damalige Zeit eine hohe Summe. Dazu zahlte Dombrowka 500, Rupp 400 und Poppelau, das wohl die Lappen am wenigsten benötigte, 248 Reichsthaler. Es waren 50 Gebund Lappen; jede Leine 128 Ellen lang. Der Departements Forstmeister Heller in Neuborf, bestimmte genau die Größe der Lappen und ihre Bemalung. Auf der einen Seite des Lappens war der preußische Adler mit Krone, Reichsapfel und Zepter, auf der anderen Seite des Königs Monogramm F. W. gemalt. Der Hoffestirer Goebel in Karlsruhe führte die Bemalung aus. Zu den Lappen wurden 5400 Ellen Leinwand und 45 Stein Hanf zu Leinen gebraucht. Die Treiben waren oft so groß, daß das Wolfszeug nicht ausreichte, dann stellte der Herzog von Württemberg in Karlsruhe seine Jagdneze zur Verfügung.

Im weiteren suchte man die hungrigen Bestien an der Wolfsbunde zu schließen. Eine solche Anstandshütte wurde im Dombrowkaer Forst im Jahre 1789 von dem Zimmermann Neugebauer aus Neuwedel erbaut. Oberförster Liebeneiner hat uns eine solche Hütte genau beschrieben. „Diese Schießhütte wird nach beiliegender Zeichnung unten mit Schwellen 10 Fuß Rheinh. im Quadrat abge bunden. Vier Säulen, welche im ganzen bis unter das Dach 20 Fuß lang sein müssen, 13 Fuß von denen Schwellen an gerechnet bis an Querbalken. Der Fußboden und die übrigen 7 Fuß bis an die Decke werden die Säulen ausgepalstet und mit gerissem und beheiltem Holze dicht aufeinander gepast, ausgelegt und mit Moos gut verstopft. Oben das Dach ist am besten, dasselbiges mit Stroh oder Rohrshoben eingedeckt wird, indem Winterzelt bei strenger Kälte die Schindeln plagen und auch bei fallenden Graupen und Schnee zu viel Lärm macht. Hinterwärts kommt eine gut passende Tür, jedoch ist es auch besser, damit der Wolf nicht Wind bekommt, wenn oben im Dache eine Luke angebracht wird, wo eine Leiter bis dahin reichen muß. In die Decke kommt eine Fallthüre, wo der Jäger in die Hütte kriecht. Born nach dem Luder zu ist es ratsam, daß ein Loch circa 8 Zoll im Quadrat ausgeschnitten und darin eine der Weite angemessene Glasscheibe eingelegt wird. Nebenbei wird ein kleines Loch zum Schießen circa 4 Zoll im Quadrat angebracht, welches mit einem Lappen zugestopft wird. Der Jäger, so in der Hütte sitzt, kann durch die Glasscheibe nach dem Luderplatz hinsehen und wann ein Wolf dazu kömmt, den Lappen aus dem Schießloch ziehen, welches kein Geräusch macht, und selbstig nun schießen. Auf dem Fußboden wird dickes Moos gelegt, damit durch die Bewegungen des Jägers in der Hütte kein Geräusch gemacht werde. Dergleichen Schießhütten sind am besten, wenn selbige zwischen Bäumen gesetzt werden, doch so, daß die vordere Aussicht auf eine Blänke trifft, damit die Bäume die Aussicht nicht verdunkeln.“

Es war nun vor allem nötig, daß der Luderplatz vor der Wolfshütte regelmäßig mit dem nötigen „Geäse“ beschickt wurde. Zu diesem Zwecke war mit dem Abdecker Johann Freywaldt aus Constadt, der zugleich Scharfrichter war, ein Vertrag abgeschlossen worden, der später noch erwähnt werden wird.

Im Jahre 1767 legte Oberförster Büttner mit Genehmigung der Königl. Kriegs- und Domänen-Kammer im Dombrowkaer Revier an der Schwarzbach, wo die Wölfe häufig wechselten, den Wolfsgarten an. Oberforstmeister Süßenbach gab die nötige Anweisung dazu. Der Ralsowitzer Wolfsgarten diente als Muster. Ein Platz von 80 bis 90 Ellen im Durchmesser wurde von Palisaden, die 10 Ellen lang — davon 6½ Ellen über der Erde — eingezäunt. Die dicken Pfähle waren vollständig glatt, ohne Rinde und Knorren. In den Garten führten zwei Tore, die durch ein „Stellwerk mit dem Luder, das in der Mitte des Platzes lag, in Verbindung standen. Sobald die Wölfe an dem Luder zerrten, zogen die Hop-

fenranken, an denen das „Geäse“ befestigt war, das Stellwerk ab, und die Tore schlugen zu. Die Bestien waren dann gefangen. An einer Stelle war die Pallisadenwand bedeutend niedriger, dahinter lag die enge Wolfsgrube, die wiederum hoch und dicht von starken Stämmen umgeben war. Suchten also die gefangenen Tiere an dieser Stelle den Zaun zu überspringen, so kamen sie aus dem Regen in die Traufe. Aus der engen Grube gab es kein Entrinnen, zumal sie dicht ausgehöhlt war. Am nächsten Morgen konnte den gefangenen Räubern leicht der Garau gemacht werden. Am 8. Dezember 1767 berichtet Büttner, daß alles fertig sei. Schon während des Bauens hatten sich Wölfe zur Nachtzeit in der Nähe des Gartens gezeigt. Am 1. März 1768 wurde die erste Wölfin gefangen, trotzdem der Garten wegen seiner Neuheit noch „zuviel Witterung“ hatte.

Am 1. Januar 1768 schließt Oberförster Büttner mit dem Constädter Scharfrichter Freywaldt einen Kontrakt ab, nach dem letzterer den Garten mit dem nötigen Geäse zu versorgen hat. Dafür erhält der Scharfrichter 14 Kister Eichenholz unentgeltlich verabfolgt. Nach dem Vertrage hat er das Recht, jedes freipierte Stück Vieh aus den umliegenden Dörfern zu beschlagnehmen. Die Unterthanen hatten die Pflicht, jeden Fall dem Constädter anzumelden. Dafür erhielten sie von diesem eine „Anlagegebühr“ von 6 guten Groschen. Es wurde von Amts wegen streng befohlen, „daß sich kein einziger, so wie zeither gesehen, unterstehen solle, irgend ein Stück freipiertes Vieh zu verschweigen oder solches selbst abzuliefern.“ Auf das Fell hatte es nämlich der Herr Scharfrichter ganz besonders abgesehen. Im Uebertretungsfalle hatte der Angezeigte einen Reichsthaler Strafe zu zahlen.

Für jeden erlegten Wolf zahlte die Kriegs- und Domänen-Kammer zu Breslau durch die Steuerkasse Oppeln eine Prämie von einem Reichsthaler. Im Jahre 1788 wurde diese Prämie vorübergehend auf 5 Reichsthaler erhöht. Der Abschluß oder der Fang eines Wolfes mußte der Behörde gemeldet werden und diese verhielt sich nicht, gnädige Anschriften an den Oberförster zu richten. Ein solches lautet z. B.:

„An das Spezial-Forst-Amt Dombrowka.

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen pp.

Unseren gnädigen Gruß zuvor, Ehrenfester, Vieber, Getreuer!

Aus Euerm Bericht vom 9ten d. Mts. haben Wir ersehen, daß in den dortigen Forsten zwei Wölfe getötet und ein 3ter stark angeschossen worden und hoffen, daß der eine noch übrige Wolf ebenfalls noch erlegt werden wird. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Breslau, d. 20ten Januar 1802

Königl. Preussische Domänen-Kammer.“
(Drei Unterschriften.)

Von 1766 bis 1815 sind im Forstamt Dombrowka, das allerdings eine größere Ausdehnung besaß wie die heutige Oberförsterei Rgl. Dombrowka, allein nach den vorhandenen Akten 85 Wölfe getötet worden. Oberförster Liebeneiner, der nach Büttner von 1786 bis 1815 die Oberförsterei verwaltete, berichtet in einem Schreiben vom 9. Januar 1814 an die Regierung, daß während seiner 28jährigen Dienstzeit in Dombrowka 49 Wölfe zur Strecke gebracht worden sind. Liebeneiner muß einen ganz besonderen Ruf als Wolfsjäger besessen haben. Am 23. November 1796 wird er vom „Hochzugebietenden und wirklichen dirigierenden Geheimen Kriegs- und Etats-Minister Grafen Hohn in Breslau“ aufgefordert, „eine detaillierte Instruktion“ mit Zeichnungen, „welche die Tuchsappen und ihren Gebrauch, das Abspüren und Einkreisen der Wölfe, die Wolfsgärten und ihre Anwendung und die Schießhütte“ anschaulich machen, einzureichen. Diese Instruktion war für Südpreußen bestimmt,

das in der zweiten Teilung Polens 1793 an Preußen gekommen war. In diesem Gebiete sollte energisch die Verfolgung der Wölfe erfolgen, da diese Raubtiere derartig häufig sind, daß „die Sicherheit des Viehstandes aller Art sehr darunter leidet, auch selbst Schlesien durch die jährlich übertretenden Wölfe in Schaden gesetzt wird und die Ueberhandnehmung des Uebels davon herkommt, daß von Seiten der allgemeinen Landespolizei noch gar keine Anstalten getroffen worden sind.“ Liebeneiner hatte diese Instruktion gründlich bearbeitet und von Hohn ein sehr gnädiges Handschreiben erhalten. Die Instruktion ging nach Petrikau, wo damals Oberförster Heller, dessen Vater Oberförster im Forstamt Poppelau gewesen war, amtierte.

Die Berichte aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts lassen deutlich eine schnelle Abnahme des Wolfes im Stobergebiet erkennen. Als Standwilde ist er zu dieser Zeit verschwunden, dagegen sind Ueberläufer von Polen her noch bis in die jüngste Zeit vorgekommen.

Zeugen der Eiszeit.

I. Der Feuerstein.

Von der Eiszeit mag man zwar jetzt nichts mehr hören, ist doch der Lenz da! Bei dem lockenden Sonnenschein gehen wir lieber hinaus aufs Feld, wo frisches Grün hervorsproßt und die dunkle Erde überkleidet. Da bleibt von Winter, Schnee und Eis keine Spur mehr. Aber dieser Boden, der jetzt junge Saaten trägt und künftige Ernte verspricht, soll ja erst vom Eise nordischer Gletscher hierhergebracht sein, und jetzt noch soll man ihm das ansehen können. Nun, der Versuch ist leicht gemacht; befehen wir uns halt einmal die Ackererde genauer. Da stellen wir zunächst fest, daß in der von vermoderten Pflanzenteilen und Würzelchen durchzogenen Krume, die dem Boden das dunkle Aussehen gibt, viele kleine und größere Steinchen in den verschiedensten Farben liegen. Auch große Stücke finden wir dazwischen, die dem Landmann freilich gar nicht lieb sind und die er, sind sie gar zu grob, vom Acker entfernt und am Rande aufhäuft.

Unter den mannigfaltigen Arten der Gesteine, die wir bei solcher Durchmusterung finden, werden uns bald Gebilde auffallen, die nicht die vorherrschenden rundlichen Formen zeigen, sondern oft knollige, zackige, manchmal recht scharfkantige Gebilde sind. Es handelt sich dabei um den sogenannten Feuerstein. Bei seiner außerordentlichen Härte entlockt er nämlich bei scharfem Schlag einem Stahlstück Funken und wurde daher, bevor man Zündhölzer kannte, lange Zeit als unentbehrliches Hilfsmittel zur Feuererzeugung gebraucht.

Sammeln wir uns eine Anzahl dieser Steine, so merken wir bald, wie verschiedenartig sie nicht nur in Form, sondern auch in Farbe sind; wir finden solche von bernsteinartigem Gelb, dann in allen Schattierungen des Braun bis fast zum Schwarz, auch von schön blutroter Tönung, dann grauweiße; und auch solche gibt es, die verschiedene Farben geschichtet zeigen. Bei dieser Betrachtung fällt uns auf einem Stück eine feine, muschelförmige Zeichnung auf, und bei näherem Zusehen erkennen wir, daß es wirklich der Abdruck einer Muschel ist, die sich bis auf feinste Einzelheiten abgeprägt hat. Und wenn wir andere Stücke untersuchen, finden wir noch auf manchem ähnliche mehr oder weniger gut erhaltene Abdrücke. Ferner fallen uns einige kurze, walzenrundige Stücke auf, massiv oder wie kleine Röhrchen geformt, deren Bedeutung wir uns zunächst nicht erklären können.

Aber da, dieser Knollen erinnert uns an Bekanntes, an die Versteinerung eines Seeigels, die wir von unserem Ausflug in die Oppelner Kreide (Oppelner Heimatblatt, 2. Jahrg., Nr. 12 u. 13) besitzen. Wir täuschen uns auch nicht, es ist auch

hier der steingewordene Leib solch eines Tieres; und bei fleißigem Suchen können wir noch ähnliche Sachen finden, z. B. kleine Ammoniten, die uns ebenfalls bereits von der Oppelner Kreide her bekannt sind. Unsere Feuersteine sind also Erzeugnisse des Meeres, und die Ähnlichkeit der Formen läßt den Schluß zu, daß sie einer Formation entstammen, die sich von der uns bereits bekannten Kreide nicht wesentlich unterscheidet. Manche von den Knollen zeigen übrigens eine gelblich-weiße Rinde, die sehr an Kalkstein erinnert; wir müssen uns zwar durch die Salzsäureprobe überzeugen, daß die Ähnlichkeit nur äußerlich und nicht im Gefüge begründet ist. Jedoch jenes Stück dort mit dem schönen weißen Belag? Richtig, der Tropfen Salzsäure, den wir darauf bringen, verrät durch sofortiges Aufschäumen das Vorhandensein von Kalk. Da haben wir also wohl schon die Lösung des Rätsels; der Feuerstein kommt gewiß aus der uns so nahen Kreide von Oppeln und vielleicht — — Halt! Halt!

Sehen wir uns doch einmal das letzte Stück noch genauer an! Nein, das ist nicht der hellgrau harte Kalkstein aus den uns bekannten Steinbrüchen; es ist ein viel weiches Gestein. Wie unsere Schreibkreide in der Schule sieht es aus. Wirklich, wir können auch damit genau so gut schreiben! Und ebenfalls ähnelt es ihr in jeder anderen Beziehung, ja es ist solch!

Woher stammt nun aber die Schreibkreide? Bei uns können wir sie wohl als Rinde an einzelnen Feuersteinknollen, mit gutem Glück auch einzelne Stückchen lose im Boden finden, doch nirgends so, daß sich daraus in Masse die hübschen Stäbchen schneiden ließen, die wir im gewöhnlichen Leben eben schlechthin als „Kreide“ bezeichnen.

Um dieses Gestein in seiner ursprünglichen Lagerung zu sehen, müssen wir eine Reise machen, die uns weit über die Grenzen unserer Heimat führt: nach Norden durch ganz Deutschland bis an den Strand der Ostsee müssen wir wandern, ja, noch ein Stückchen übers Meer fahren. Da tauchen vor unseren Augen schneeweiße Felsen aus dem blauen Wasser empor, leuchtend, blendend im Strahl der Mittagssonne, bekrönt von dunklen Buchenhainen: Die Kreidefelsen von Stubbenkammer auf der Insel Rügen.

Herrlich ist dieser Anblick, und gerne möchten wir ihn länger genießen; doch wir sind zu ernsterem Zweck hergekommen. Wir wollen uns diese Felsen einmal daraufhin ansehen, ob wir an ihnen unserer engeren Heimat Verwandtes entdecken können. Mustern wir also einmal genauer das weiße Gestein; ja, es stimmt: Das ist ganz dasselbe, das wir schon am Feuerstein und als Schreibkreide kennen lernten. Wir können uns davon noch mit einem Blick durchs Mikroskop überzeugen. Ein bißchen Kreidestaub der einen oder anderen Probe zeigt uns dasselbe Bild: ein buntes Durcheinander von Kalkstückchen, die an Schneeflocken erinnern, zwar vielfach zerbrochen sind, doch immer noch genügend deutlich die einzelnen Formen erkennen lassen, und zwar hier wie da dieselben. Reste sind das von Foraminiferen und anderen Urtierchen, die einst in ihrem winzigen Leib die schön geformten Kalkschalen aufbauten. Nach ihrem Tod blieben ihre Stützgerüste zurück, lagerten sich im Laufe unendlicher Zeit aufeinander und bildeten allmählich mächtige Lager festen Gesteins, von denen uns als Rest nur die immer noch stattlichen Felsen auf Rügen erhalten sind.

Wie wir uns die nun wieder betrachten, sehen wir, daß sie von dunklen Streifen durchsetzt sind. Das müssen wir gleich untersuchen. Da liegen schichtenweise in der weißen Kreide eingebettet dunkle Knollen verschiedener Größe; die kommen uns ebenfalls bekannt vor; rasch ist einer zerschlagen, natürlich, es ist Feuerstein, den wir hier in ursprünglicher Lagerung sehen. Mit dieser weißen Kreide zusammen ist also der harte Feuerstein entstanden; ein Zweifel ist nicht möglich.

Wie jedoch die Bildung dieses Gesteins vor sich ging, darüber wissen wir nicht so ganz Bescheid.

Das Mikroskop läßt uns hier nämlich im Stich; allzudicht ist das Gestein gefügt, nur die gelblichweiße Verwitterungsrinde, die wir irrümlich vorhin als Kalkstein ansprachen, zeigt uns ähnlich wie der Kreidestaub Reste von Skeletten kleinster Urtiere; nur sind sie diesmal aus Kieselsäure gebildet. Auch heute leben in unseren Meeren unzählige Tierchen, die sich bald einen Kalk-, bald einen Kieselpanzer bauen und aus solchen Kieselsschwämmen, Radiolarien- und Diatomeentrümmern hat sich wohl der Feuerstein gebildet. Hohlräume, die in dem weichen Kreidgestein von verwehten Seeegeln oder Muscheln zurückblieben, hat er angefüllt und so die wunderbaren Versteinerungen gebildet, die uns heute erfreuen. Denn genau wie bei uns finden wir auch, in der Kreide eingebettet, versteinerte Seetiere. Wieder fallen uns da die schon vorhin erwähnten walzenförmigen Gebilde auf. Hier sind sie freilich viel besser erhalten und wir sehen, daß sie auf einer Seite in eine wie feingedrehtete Spitze auslaufen, am anderen Ende aber unscharf abgegrenzt sind. Es sind Scheiden von sogenannten Belemniten, einer Tintenfischart, die am Körperende diese Gebilde trugen, die uns so rätselhaft vorkamen.

Wie ist es aber möglich, daß derselbe Feuerstein, der sich so häufig bei uns um Oppeln herum findet, von dorthier aus der Rügener Gegend kommt? Erstreckte sich das Kreidemeer vielleicht einst bis in unsere Heimat? Nein, jedenfalls nicht mehr zu der Zeit, aus der unser Feuerstein stammt. Denn nirgends finden wir, wie wir schon sahen, solchen in unseren Kalkbrüchen selbst. Und zeigen die Versteinerungen auch manche Ähnlichkeiten, so sind doch auch genügend Unterschiede da. Erdgeschichtlich ist die Kreide von Oppeln (Turon) älter als die von Rügen (Ober-Senon). Von letzterer aber finden wir bei uns nirgends eine größere zusammenhängende Scholle in der Nähe der Bodenoberfläche, sondern nur unbedeutende Trümmerstückchen.

Auf welche Weise kamen dann aber diese Stücke zu uns und in solch gewaltigen Mengen? Finden wir doch bei näherem Zusehen den ganzen Weg, den wir jetzt wieder in die Heimat zurückwandern, besät mit Feuersteinknollen. Es gab aber wirklich einst ein Beförderungsmittel, das wohl imstande war, solche Lasten zu bewegen. Der gewaltige Gletscherstrom der Eiszeit war es, der die vor Zeiten sich weitstreckende Kreideplatte im Norden unseres Vaterlandes abräumte, den Schutt mit sich forttrug und überall verstreute, wo er seinen Weg nahm. Daher liegen jetzt allenthalben auf unseren Aedern in Knollen und Splintern die Feuersteine als unzweifelhafte Zeugen der Eiszeit.

Noch mehr aber kann uns der so unscheinbar aussehende Feuerstein erzählen. Eine besondere Eigenschaft an ihm fiel uns schon auf, als wir solche Knollen zwecks näherer Untersuchung mit dem Hammer zerschlugen. In muschelförmigem Bruch zerbrach der Stein und wir erhielten dabei Splitter mit Ecken und Kanten, scharf wie Glas, daß wir uns hüten mußten, uns zu verletzen. Die frischen Bruchflächen weisen einen matten Fettglanz auf, wie wir ihn bei älteren Stücken nicht sehen. Deren Oberfläche zeigt vielmehr eine zwar oft nur feine aber doch deutlich sichtbare Verwitterungsschicht, die manchmal nur wie ein bläulicher Hauch darüberliegt, — Patina nennt es der Fachmann.

Suchen wir nun einmal die Sandhügel unserer Gegend ab, so können wir wohl an manchen Stellen kleine Feuersteinsplitter finden, deren schöne Patina keinen Zweifel darüber läßt, daß es sich um sehr alten Bruch handelt. Bei näherer Betrachtung des einen oder anderen Stückes müssen wir uns sagen, daß die Natur doch wunderbar arbeitet. Da ist ein Splitter, der an eine feine Messerklinge erinnert, mit ausgeprägter Schneide,

da eine nadelfeine Spitze mit einem wie zum Anfassenden geschaffenen Griff, und dort — nein, das ist kein Naturspiel, — deutlich erkennen wir es jetzt — hier haben Menschenhände gearbeitet; denn dieser kleine Splitter da ist künstlich zur Pfeilspitze geformt, zweischneidig mit scharfem Widerhaken.

Versuchen wir nur einmal ein ähnliches Stück herzustellen; da werden wir bald erkennen, daß nur genaue Kenntnis des Materials, große Uebung und unendliche Geduld zu einem solchen Werk verhelfen können. Und dann hat das Steingerät immer noch nicht den typischen Glanz des Alters. Wer sich also damit befaßt hat, den Stein derart mühselig zu bearbeiten, dem war er etwas Wichtiges, Notwendiges; wer mit solcher Sorgfalt eine Pfeilspitze aus diesem spröden Material herstellte, der kannte nichts Anderes, Besseres. Fast mit Ehrfurcht betrachten wir jetzt diese zierlichen Steinchen. Wir sind auf Spuren des Steinzeitmenschen gestoßen.

Während der ganzen Frühzeit seiner Entwicklung stand dem Menschen bei uns kein anderes Material zur Herstellung von Geräten und Waffen zur Verfügung als Steine. Und unter diesen erwies sich der Feuerstein als ganz besonders geeignet zur Herstellung seiner Werkzeuge; auch war er in genügender Menge vorhanden. Mit seiner Hilfe wurde der Mensch zum Herrn über die Tierwelt, zum Jäger, der ersten Stufe auf dem langen Weg bis zum heutigen Kulturmenschen.

Nun mag uns freilich solch ein Steinwerkzeug recht armselig erscheinen; doch zeigen praktische Versuche, daß wir nicht gar zu geringerschätzig darüber denken dürfen. So hat ein dänischer Gutsbesitzer beim Bau eines Blockhauses mit einer einzigen Feuersteinart in zehnstündiger Arbeit 26 mittelstarke Fichten gefällt und entastet. Der Bau des ganzen Hauses, zu dessen Errichtung ausschließlich Steingeräte Verwendung fanden, wurde in 81 Tagen vollendet; die gebrauchten Werkzeuge mußten in dieser Zeit allerdings mehrfach nachgeschärft werden.

Funde aus den verschiedensten Ländern zeigen uns die weite Verbreitung dieser Kultur, die wohl überall der Anfang jeder Entwicklung war. Wir können uns in Ueberblickung des gesamten Materials ein ziemlich deutliches Bild von dem Leben zu damaliger Zeit entwerfen. Von besonderer Wichtigkeit für den Heimatforscher aber sind Stücke, die aus unserer Gegend selbst stammen, sollten sie auch zunächst weiter beweisen, als daß hier schon Menschen lebten und mit aller ihrer Erfindungsagabe um das harte Dasein ringen mußten, kaum daß das Land bewohnbar geworden war. Zunächst konnte sich ja auf dem Boden, den das zurückweichende Eis hinterließ, nur eine dürftige Steppe entwickeln, und erst nach langer Zeit folgten den Moosen das Gras und endlich der Wald. Hatte die große Eiszeit nun freilich an Stelle der uns fast paradiesisch anmutenden Tropenwälder der Tertiärzeit eine im Verhältnis dazu recht armselige Landschaft zurückgelassen, so hatte sie doch auch das Mittel gebracht, das dem Menschen ermöglichte, den Kampf gegen die Widerwärtigkeiten der Natur mit Erfolg aufzunehmen, und das überhaupt die Grundlage war zu seiner Kulturentwicklung den Feuerstein.

Dr. H. Wiczorek.

Arbeitsplan der H. A. Carlsruhe OS.

für Sommer 1927.

31. März. Carlsruhe. Entwicklung des Wanderplanes. Der Geschäftsführer. Technik und Kultur in ihren Entwicklungslinien. Direktor Dr. Jürgens, Königshuld.
12. Mai, 3 Uhr. Treffpunkt: Schulen Gründorf-Krogullno. — Besichtigung der Tongrube (technisch, geologisch, Führung: Dr. Wiczorek). Leichwanderung (Flora, Fauna, Führung: Simon). Erfahrungen und Ergebnisse der Fischzucht. (Fechner.)
19. Juni. Fahrt nach Ziegenhals. Treffpunkt Oppeln, Autofahrt nach Z., Rückfahrt bis Carlsruhe. (Abfahrt Oppeln 7½ Uhr, 2. Frühstück Waldleib. Holzberg, Schönwalde. Fahrt bis Wildgrund, 2 Uhr Mittag. Bischofskuppe, Oberschlesierhaus. Rückfahrt gegen 8 Uhr). Meldungen sofort.
14. Juni. Kurhaus-Restaurant Carlsruhe OS. 3 Uhr. — Die Volkslage in Oberschlesien. (Mit Beispielen zur Erläuterung.) Elisabeth Grabowski, Oppeln. Besichtigung des neu-eingerichteten Bades. (Führung: Kurdirektor Dr. Hempel.)
5. Juli. Treffpunkt Station Mainzof 2,40 Uhr. Wanderung: Jesow—Lug (Moorgebiet, Bodewisser Berge (Heidellandschaft — Paläolith), Jellowa Dorf, Bahnhof).
23. August 3 Uhr. Sammelort: Bahnhof Carlsruhe. Besichtigung der Herzogl. Ziegelei Gründorf (Führung Baumeister Schönebeck). Wanderung durch den Dammerfchen Wald (Führung: Simon). Zurück zum Bahnhof Carlsruhe.
13. September 3 Uhr. Pflückenau. Geschichte der Kirchengemeinde (Pastor Kollmitz). Besichtigung des Fachwerkbauers. Die Kolonisationstätigkeit Friedrichs d. Gr. in unserm Walde, geschaut nach 150 Jahren (Stumpe).
18. Oktober 3 Uhr Carlsruhe. Hauptversammlung. (Näheres wird noch bekannt gegeben.)

Demnächst soll der 2. Fragebogen an die Heimatfreunde hinausgehen. Die baldige Beantwortung des 1. Bogens wird erbeten!

Der Geschäftsführer.

Heimatschriften.

„Der Oberschlesier“ und die „Schlesischen Monatshefte“.

Unsere beiden führenden Heimatzeitschriften, haben wieder sehr feine Hefte herausgebracht.

Eine besondere Note und einen großen Reiz hat das Aprilheft des „Oberschlesiens“, das ausschließlich neue ober-schlesische Dichtung bringt und zugleich ein Beitrag zur Lösung der Frage über die Möglichkeit einer ober-schlesischen Dichtung sein will. Das Heft ist von Vizepräsident Dr. Berger, Oppeln, Heinrich Dominik, Gleiwitz, und dem Herausgeber bearbeitet. Von Max Glauers Kunst stammen die beigegebenen Porträts: Vizepräsident Dr. Berger, Willibald Köhler, Heinrich Dominik, Robert Kurpium, Ilse Draub, Konrad Schmidt, Kurt Münzer, Hugo Gnielczyk und Max Herrmann.

Aus dem Inhalt des Mai-Hefes der „Schlesischen Monatshefte“ seien besonders hervorgehoben die gut behilderten Aufsätze über den Mus-tauer Park und über schlesische Volkskunst sowie eine äußerst spannende Novelle von Armin T. Wegner „Die Schiene“ und die Würdigung des Grafen Moritz Strachwitz durch Universitätsprofessor Walther Brecht.